

Thomas Meder rezensiert¹

Wege zur Bildwissenschaft

**Klaus Sachs-Hombach: Wege zur Bildwissenschaft. Interviews. Köln
[Herbert von Halem Verlag] 2004**

In den achtziger Jahren wurde die Musikwelt um den weißen Rap bereichert, unter tätiger Mithilfe der *Beastie Boys* und einem Tonträger namens *Licensed to ill* (1986). Während die Musik jener Platte Geschichte ist und höchstens Fans oder Radioredakteure noch interessiert, lässt sich mit der Hülle eine äußerst aktuelle Frage exponieren: Was ist zu entdecken mit einem solchen ›Cover‹, das doch eigentlich etwas bedecken soll? Und welche Wirkung erzielt dieses Gebrauchsbild, wenn man im automatischen Reflex das Wissen um das aufregendste Medienereignis der letzten Jahre abrufft, dem dieses Bild um Jahre vorausging?

Mit welcher Methode Bilder zu verstehen seien, ob und wie der Bildbegriff heute überhaupt noch generell zu fassen wäre, diese und ähnliche Fragen hat der Philosoph Klaus Sachs-Hombach an eine Reihe deutschsprachiger Professoren gerichtet. Seinen Antrieb hat der Herausgeber schon oft dargelegt, zuletzt in einer Habilitationsschrift aus dem letzten Jahr: Es ist der Wunsch nach einer allgemeinen Bildwissenschaft. Nach deren konkreter Durchsetzbarkeit befragt, antwortet die Mehrzahl der nun Befragten freilich skeptisch; umso skeptischer, so scheint es, je konkreter die Einzelnen in ihrem Alltag mit Bildern befasst sind. Dagegen steht auf der Seite der beteiligten Philosophen eine Lust der Arbeit am Begrifflichkeiten, die Begehrlichkeiten spürbar werden lässt, der Mutter aller Geisteswissenschaften neues Terrain zu erschließen.

Siebzehn Männer hat Sachs-Hombach zum imaginären Dialog versammelt. Sie eint die Einsicht, dass der Gebrauch ebenso wie die Deutung von Bildern vom Zusammenhang abhängt, in denen

¹ Zuerst erschienen unter dem Titel »Wie wir die Dinge sehen, ist nicht so leicht zu entdecken« in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 306, 31. Dezember 2004, S. 44. Der Untertitel lautete: Zum Stand der Debatte um die Bildwissenschaft: Klaus Sachs-Hombach facht den Streit um die Deutungshoheit des Visuellen an.



jene erscheinen. Danach wirkt die museale Hängung, die doch auf das Sichtbare konzentrieren soll, verfremdend. Eine CD-Hülle mit einem verkaufsträchtigen Schockbild hat bereits durch den Ort ihres Auftretens anderen Charakter als der Schock einer Kriegserklärung, die medial im eigenen Wohnzimmer stattfindet. Hans-Dieter Huber nimmt diesen Unterschied zum Ausgang einer auch mittlerweile selbstständig formulierten Theorie, die er ›Bild-Beobachter-Milieu‹ nennt. Heute zählt die auratische Erscheinung nur mehr wenig. Kaum ein Bild macht aus sich allein noch ersichtlich, ob es ein nun bedeutsames Zeichen ist oder nicht.

Sind Bilder als Zeichen überhaupt adäquat zu beschreiben? Schon in der Frage wirkt die hermeneutische Grundierung nach, die in unterschiedlichen Gewändern, sprich: Fächern, auftrat, die deutsche Universität gleichwohl vierzig Jahre lang uniformiert hat. Nun scheint der Zeitpunkt gekommen, an dem die Agenten jenes Deutungsaufbruchs, der auch Bilder der ›Theorie des kommunikativen Handelns‹ anheim fallen ließ, endgültig entlastet werden. Textformen als Vergleichsparameter für Bilder, Ikonographien oder die noch vehement ins Feld geführte Semiotik – dies alles wird im Moment überdacht, neu sortiert, auf Anschließbarkeit überprüft. Diesen Wandel garantiert allein die Attraktivität der Aufgaben, vor die uns die neuen Bildwelten stellen. Weitere gute Gründe kann man bei einer Reihe von Disziplinen finden, die ihre Stimmen in der Bildfrage lange nicht erhoben haben oder schlicht nicht gefragt wurden.

Die Vielzahl an Perspektiven, sei es die eines Medienwissenschaftlers, eines Archäologen oder eines Mathematikers, macht den Reiz des Interview-Bandes aus. Gleichwohl eröffnet sie auch die Schwierigkeiten, des Gegenstandes Bild überhaupt habhaft zu werden. Hier schlägt die Stunde der Philosophen: Ein Bild sei mehr als ein vorüberraschender Event, sobald ihm subjektiv irgendeine Bedeutung zugemessen, irgendeine ›Bildlichkeit der Erfahrung‹ (Bernhard Waldenfels), irgendeine ›Weise der Welterzeugung‹ (Dietfried Gerhardus) zuerkannt wird. Diese Weise kann sich ganz vom Bildobjekt abwenden und allein ein Zwischenraum sein, jene Gernot Böhme so wichtige ›Atmosphäre‹, die im guten Fall zwischen Gegenstand und Betrachter entsteht; hierunter fällt freilich auch ein Gewitter. Im extremen Fall wird ein Bild ganz mental: Es ist dann nur noch im

Bewusstsein des Subjekts vorhanden, als Mittel der Selbst- und Welterkenntnis. Jüngere Philosophen arbeiten sich demgegenüber stärker am gewachsenen Bildbegriff ab. Der künstlerischen Moderne kommt hier nochmals große Bedeutung zu.

Das moderne Bild wird von Karl-Heinz Lüdeking als Reduktion des realen Seheindrucks, aber auch des ikonischen Bildes verstanden; allein mit ästhetischen Mitteln gelänge ihm, an die Stelle des geschauten Objekts zu treten. In ähnlicher Richtung, nur systematischer, stellt Lambert Wiesing die ›Bedingungen der Möglichkeiten von Bildern‹ (Lüdeking) dar. Er unterscheidet zwischen Zeichen, Dingen und Bildern. Der Unterschied zwischen letzteren werde vom Bild absichtsvoll negiert: Es stelle Dinge – oder Ereignisse – in großer Evidenz dar, könne aber aufgrund der bloßen Anschauung seiner selbst nicht verheimlichen, dass es sich dabei um anderes als Wirklichkeit handle, um ein allein sichtbar werdendes Ereignis – um ein Bild eben. Hier kommen das Wohnzimmererlebnis des New Yorker Attentats und die Strategie der *Beastie Boys* zusammen. Wiesing deutet an, dass es ungleich komplexere Bilder als jene gäbe. Konsequenter formuliert die ebenso monumentale wie reizvolle Aufgabe, einen an der Bildenden Kunst gewonnenen Wahrnehmungshorizont auf die Neuen Medien anzuwenden.

Ob die viel berufene Wende hin zu den Bildern als ein ›perceptual‹, ein ›pictorial‹ oder vielleicht gar einen ›philosophical turn‹ aufzufassen sei, hängt allein vom Denksystem des jeweiligen Betreibers ab. Doch so unterschiedlich die hier aufgezeigten »Wege zur Bildwissenschaft« auch sind, auf allen finden sich Brosamen der Erkenntnis. Gerade die älteren Hochschullehrer zeigen sich ihrer Methode sicher und formulieren dennoch – oder genau deshalb – geradezu ikonoklastische Einsichten: der Kantianer Reinhardt Brandt etwa, der den Einbruch der Bewegung ins Bild als »ikonische Wende der Neuzeit« tituliert. Damit verschiebt sich das definitorische Problem schlicht vom Zugang zum Gegenstand.

Denn das Bild ist mittlerweile kaum mehr jenes überkommene Ding an sich, als das es noch im Sammelband Gottfried Boehms verstanden wurde, der vor zehn Jahren den ersten Markstein in der hiesigen Debatte setzte. Der Bildbegriff wird heute mehrheitlich im Plural gebraucht. Dieser Verflüssigung helfen weniger Bild-Bestimmungen ab – notwendig sind sie allenfalls als akademische Passierscheine. Wird analytische Theorie heute nicht kreativ anverwandelt, erreicht sie rasch ein Abstraktionsvolumen, das Texte des ›Wiener Kreises‹ zum Lesevergnügen macht. Gefragt sind dagegen denkende Menschen, die genau hinsehen. Was dann bleibt, sind die seit Wölfflins Zeiten virulenten Probleme von Figur und Grund, von Gesagtem und zu Sehendem, von Einfühlung und Abstraktion. Die Aufgaben stehen im Raum. Einen schlichten Rat gab der Philosoph Gilbert Cohen-Séat vor über 50 Jahren zu bedenken; im Entwurf seiner *Filmologie* riet er, eine Sammlung von Studien anzulegen, bei der sich jeder vornehme, was ihm entspreche und zu dem er fähig sei.